



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Altes und Neues aus der Normandie : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Paardeberg bei der Roedoesranddrift in ungeeignetster Stellung halten, bevor wir den Übergang versuchen. Die Drift führt nämlich auf die Bloemfonteiner Straße, die hier auf das südliche Flußufer hinüberspringt. Gerade steige ich von dem ausgespannten Wagen ab, als die erste feindliche Granate ins Lager schlägt. Vor uns auf demselben Ufer wie wir sind feindliche Geschütze aufgefahren mit starker Kavalleriebedeckung. Ein Passieren der Furt ist nicht mehr möglich, und so strebe ich mit einer Handvoll Kapburen, Griqualandrebellen, die sich mir anschließen, möglichst weit von dem Lager weg den uns belästigenden Geschützen entgegen. In einer Entfernung von ungefähr einem Kilometer stoßen wir auf einen von Regengüssen stark ausgewaschenen Weg, der sich zur Verteidigung eignet. Wir besetzen und verstärken ihn. Noch während dieser Arbeit reitet eine Abteilung feindlicher Kavallerie gegen uns an. Sie naht in geschlossenen Zügen. Auf Standvisier lassen wir sie herankommen, dann geben wir Schnellfeuer, hierin von eintreffender Verstärkung unterstützt. Die Kavallerie gerät in Unordnung, einzelne Reiter wenden die Pferde, reißen die andern mit, und zurück rast die Masse unter Zurücklassung vieler Toter und Verwundeter.

(Schluß folgt)



Altes und Neues aus der Normandie

(Schluß)

Dieppe



ann man glauben, daß in dem Pfiff der Lokomotive, dem Rauch eines Fabrikshlots etwas Schönes liegt? Mit mir haben es Tausende schön gefunden, als mit Eintritt des Waffenstillstands der erste Eisenbahnzug herankam, als die Feuer in den Fabriken wieder entzündet wurden, und wieder mächtige Rauchsäulen in die Luft stiegen.

Zuletzt vor Eintritt des Waffenstillstands hatte noch ein Wettlaufen mit den Franzosen stattgefunden. Es war bestimmt, daß die Demarkationslinie durch die Ortschaften gebildet werden sollte, die wir bis zur Mitternachtsstunde des letzten Kriegstags erreichen würden. Der Befehl für uns lautete, Dieppe zu besetzen. Als unsre ersten Truppen vor der Stadt ankamen, kam ihnen von le Havre aus ein Parlamentär in den Weg mit der Anzeige, daß eine französische Korvette schon in den Hafen von Dieppe eingelaufen sei. Also Halt, und enttäuschte Gesichter. Es wurde Tag, und ein Offizier wurde in die Stadt gesandt, der die Besetzung durch die Franzosen feststellen sollte. Aber ihre Soldaten waren nicht zu finden, und die Korvette erst in Sicht. Also vorwärts, so schnell es ging, und als die Korvette in den Hafen dampfte, hatte eine deutsche Truppe schon die Stadt betreten. Das enttäuschte Gesicht machte jetzt der französische Kapitän, als er unter Hinweis auf die falsche Meldung des Parlamentärs gebeten wurde, schleunigst wieder abzudampfen. Es gab damals viel Geschrei darüber, wir ließen es aber die Franzosen ruhig auf ihr Revanchefonto segen.

Das Bild, das sich jetzt in den nächsten Tagen in Dieppe entwickelte, war vielleicht nie, mindestens seit den Tagen des großen Diepper Reeders Anjo nicht dagewesen. Dampfer auf Dampfer brachten Lebensmittel und Kohlen in den Hafen, diese wurden auf die bereit stehenden Güterzüge verladen, und unaufhörlich rollten die Züge nach dem ausgehungerten Paris. Dieppe war der einzige Hafen in deutschem Besitz, zu dem eine Eisenbahn betriebsfähig war. Den Frachtdampfern folgten bald die Passagierdampfer und setzten Hunderte von Engländern und Amerikanern beiderlei Geschlechts aus Land, die gekommen waren, ihre Neugierde zu befriedigen. Von Paris und Rouen wieder langten Personenzüge an, angefüllt mit einer auffallend großen Anzahl jüngerer Herren in merkwürdigen Kostümen. Es waren deutsche Offiziere, die irgendwo einen Zivilanzug besserer oder geringerer Qualität erstanden hatten und nun den Waffenstillstand benutzten, um in ihrem Räuberkostüm einen Ausflug nach England zu machen. Der leichte Soldatensinn machte sich verdoppelt geltend, es wurde viel und hoch und überall gespielt, und was an guten Weinen erstanden werden konnte, wurde getrunken. Dieppe verdiente während der Okkupation durch die Deutschen Unsummen. Selbstverständlich gab es Mitte Februar noch keine Saison im gewöhnlichen Sinne. Aber auch Pelzjacken und Wintermäntel können Damen reizend stehen, das wußten die Engländerinnen und Amerikanerinnen ebensogut, wie unsre Damen es wissen. Später kam die Kommune und trieb die Pariserinnen hinaus. Nach Trouville zu gelangen, war mit großen Schwierigkeiten verbunden, also nahmen sie ihren Weg nach Dieppe. Doch war dies erst im Monat März.

Als ich in den ersten Tagen des Waffenstillstands dorthin kam, war von diesem geselligen Treiben noch wenig zu merken. Dafür konnte ich mich um so ungestörter dem Genuß der schönen Landschaft hingeben. Der erste Gang war nach dem Leuchtturm. Da lag es vor mir, das ewige, unendliche Meer, ruhig, als ob es sich an den ersten warmen Strahlen der Sonne wärmen wollte. Am Horizont zogen Dampfer dahin. Auf den Klippen, die die östliche Seite der Hafeneinfahrt überragen und sich nach Tréport hinziehen, hatte einst Cäsar seine castra stativa errichtet. Von dort aus flogen seine Gedanken, spähten seine Blicke nach England. Jetzt standen Nachkommen der Barbaren, die er liebte und fürchtete und als Hilfstruppen in Dienst nahm, dort oben Wache, und ihre Bajonette blitzten im Sonnenlicht. Westlich von der Hafeneinfahrt dehnte sich die Stadt aus bis zu den Kreidefelsen, auf denen das alte, gegen die Angriffe der Engländer errichtete befestigte Schloß aufragt. Die Stadt sah düster aus, obgleich sie schon lange ein Lieblingsseebad der Pariser war. Die modernen Riesenhotels, die sich jetzt an der Seeseite erheben, gab es damals noch nicht; die Promenade an der See war nicht breit und während des Winters mangelhaft unterhalten. Das Kasino war noch einfach aus Eisen und Glas hergestellt, der Prachtbau in orientalischem Stil, der das Theater jetzt umfaßt, ist erst später hinzugekommen. Aber schön war es trotzdem. Und als die Flut kam, der Wind zu heulen begann, und das Meer unruhig wurde, als die Möwen schrieten, und die Wellen sich brandend am Ufer überschlugen, da weitete sich die Brust in dem stolzen Gefühl, daß erst die Meeresflut den Siegeszug der Germanen aufgehalten habe.

Als Bad hat sich Dieppe ungemein verschönt. Zunächst hat man durch Abladen von Schutt und Steinen die Promenade an dem Meere ganz bedeutend verbreitert und das so gewonnene Gelände zwischen Hafen und Schloß, das einen Kilometer lang ist, in eine einzige Rasenfläche verwandelt. Die Wege sind fest, trocken und gut gehalten. Dann sucht man die zweifelhafte Güte des Strandes zu verbessern. In der Seeküste der haute Normandie giebt es keine sandige Fläche wie in der basse Normandie. Die in den Kalksteinfelsen enthaltenen Kiesel bleiben,

wenn ein Stück der Felswand in das Meer stürzt, auf dem Bruchplatze liegen, während die übrigen Reste weggewaschen werden. Jede Flut unternimmt es, die Ecken der Kieselsteine abzuschleifen. Schließlich werden sie so glatt und rund, daß, wenn man sie betritt, sie unter den Füßen nachgeben wie ein Haufe aufgeschütteter Kartoffeln.

Solch ein Strand ladet nicht zur Promenade unmittelbar am Wasser ein, weil man sehr bald ermüdet, und auch nicht zum Baden, weil die Badenden, wenn die Sandalen sie auch gegen den Druck der runden kleinen Steine schützen, doch keinen festen Stand im Wasser haben. Anscheinend sucht nun Dieppe durch Anschüttungen und Aufschüttungen von Kies und Sand diesem Übelstande abzuweichen, mir scheint es aber eine Danaidenarbeit zu sein. Was soll man aber machen, wenn man am Strande nicht gehn und stehn kann? höre ich fragen. Liegen, sage ich. Liegen? Gewiß! Auch ich, obgleich ich alle Menschen liegen oder hocken sah, hielt es für unmöglich, lange auf diesem Kieselgeröll auszuhalten. Probieren geht aber über Studieren, und als ich mich erst einmal hingelegt hatte und merkte, wie sich die runden Steinchen unter dem Körper wegschoben, wo es nötig war, da fand ich auch bald einen weitem Vorzug eines solchen Kieselstrandes, nämlich den der unübertroffenen Reinlichkeit. Täglich werden die Steinchen ja zweimal durch die Flut abgewaschen und abgerieben, nicht ein Atom Staub kann auf ihnen haften bleiben, Senkstoffe verschwinden zwischen ihnen in die Tiefe.

So fand ich auch in Dieppe am Strande ein großes Publikum. Wenn es nicht flanieren konnte wie in Trouville, so richtete es sich um so gemüthlicher sesshaft ein. Wollte man Toiletten sehen, so mußte man ins Kasino gehn. Dort sah ich denn freilich auch wie in Trouville Jugend und Schönheit, Reichtum und Leichtsinne auf Eroberungen ausgehn und im stillen Wettkampf untereinander um den Preis, die Königin zu sein, ringen. So ein Konzertabend, wie ich ihn mitmachte, bietet zu derartigen Beobachtungen die beste Gelegenheit. In den Pausen strömt die Welt hinaus in die andern Säle, hauptsächlich freilich in den Spielsaal, den es in jedem französischen Bade giebt, das ein Kasino hat. Ein Teil des Publikums setzt schnell einige Franken, rings herum bilden sich Gruppen; es wird meditiert und kokettiert; ein breiter Strom Menschen flutet um diesen festen Kern auf und nieder, *spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsae*. In diesem Jahre hieß es auch England gegen Frankreich. Wer da glaubt, daß Jachoda von den Franzosen vergessen ist, irrt sich. Es war in diesem fast ausschließlich von Engländern und Franzosen besuchten Bade zu Dieppe, als ob ein wenn auch kaum festzustellender Abstand zwischen den beiden Nationen festgehalten würde, und als ob der weibliche Teil auf dem ihm eignen Gebiete der Toilette das erste feindselige Geplänkel eröffnen wollte.

Die Umgegend von Dieppe bietet prächtige Ausflüge. In alten Zeiten soll die See einen tiefen Einschnitt in das Land bis Arques gemacht haben. Jetzt haben die Bäche, die sich dort vereinigen, durch die Ablagerung der Senkstoffe ein breites Wiesenthal geschaffen, wo Mühlen und Villen, Fernen und industrielle Anlagen reizende Motive für den Landschaftsmaler bieten. In dieses Thal hinein, am Zusammenfluß des Bèthune- und des Arques-Bachs, schiebt sich ein Ausläufer des Plateaus. Es ist ein nach drei Seiten steil abfallender Felsrücken, auf der vierten Seite führt ein schmaler Grat zu dem Plateau hinüber. Da früher die Flut das Wasser bis an den Fuß dieses Felsrückens hinangetrieben haben soll und ihn so durch Überschwemmung des Thals an drei Seiten vor Angriffen sicherte, ist es natürlich, daß schon in den ältesten Zeiten dort eine feste Burg angelegt wurde. Durch Eroberung der Burg gegen seinen Oheim begann der uneheliche Sproß des normännischen Herrscherhauses, Wilhelm, seine kriegerische Laufbahn, die mit dem

Siegeszuge nach England endigte. Bau an Bau wurde hinzugefügt, Berleße und unterirdische Ställe, Vorratsräume und feste Türme. Und noch ein zweitesmal wurde es zum Ausgang eines Eroberungszugs. Im Jahre 1589 hielt Heinrich IV. in den Religionskriegen dort eine Besatzung, um einen Stützpunkt für seine Operationen gegen die Ligue zu haben, deren Truppen unter dem Herzog von Mayenne in einer Stärke von 30 000 Mann ihm gegenüberstanden. Es war einer der normännischen Nebelmorgen, an dem man, wie man zu sagen pflegt, nicht die Hand vor den Augen sehen kann, als Henry IV. mit 4000 Reitern in dieses Kriegsvolk der Ligue einbrach und das überraschte Heer vollständig auseinandertrieb. Auf einem Steinrelief über dem Burgthor von Arques reicht die Viktoria ihrem Günstling dafür einen Lorbeerkranz. *Du combat à l'amour, de l'amour au combat*, sagt Sergent Bourgogne, ist die Losung des französischen Kriegers. Ohne Liebe haben die französischen Soldaten nie leben können. Als Königin von Arques setzte Henry IV. seine schöne Gabrielle d'Estrees ein und zog dann weiter zu neuen Siegen.

Der Blick von der Burg ist schön, er fällt auf reiche Thäler und endigt im Norden mit Dieppe und der See. Wem historische Erinnerungen zu schwer für einen Sommeraufenthalt sind, der wandle nach Westen auf der Straße, die nach Tourville führt. Zwischen schönen Villen steigt die Straße am alten Schlosse hinauf auf den Rand des Plateaus. Rechts dehnt sich unendlich das Meer aus, das Branden der Wellen an dem Fuße der Klippen dringt herauf bis zur Höhe. Dann und wann ein Löwenschrei, dann und wann ein Schiff am Horizont. Hell leuchtet die Sonne auf Wasser und Land; man fühlt sie bis auf den Körper dringen, ohne daß sie lästig wird. Denn mit den Sonnenstrahlen dringt auch die reine, stählende Luft der Seebrise durch die Kleider, und man hat dasselbe Empfinden der Frische wie hoch oben in den Alpen, wenn der Wind von den Gletschern herüberstreift.

Fécamp

Les Ifs ist Kreuzungspunkt verschiedner Bahnlirien. In meinem Abteil blieb nur ein Herr, der mir durch den Schnitt seines Rockes aufgefallen war. Ein französischer Geistlicher konnte es nicht sein, wohl aber ein deutscher. Was wollte der aber in Fécamp? Einem Deutschen war ich, abgesehen von zwei Sachsen, die ich in Trouville sprechen hörte, noch nicht begegnet. Aus unserm Wagen sah man zufällig in einen herrlichen Park mit einem alten Schloß aus der Zeit der Renaissance. Im Baedeker las ich nur: un beau château du XVI^e siècle. Da mir dies nicht genügte, so fragte ich den Herrn, ob in seinem Reisebuch etwas näheres über das Schloß gesagt sei. Im besten Schriftfranzösisch, aber mit so nichtfranzösischer Schwerfälligkeit wurde mir geantwortet, daß ich ihm sofort sagte: „Sie sind ein Deutscher, warum sprechen wir nicht deutsch?“ Das geschah denn, und wir blieben auch in Fécamp zusammen. Es war mir dies doppelt angenehm, da ich mich sehnte, wieder einmal deutsche Laute zu hören, und der Ort Fécamp infolge seiner schlechten Beleuchtung am Abend für den einzelnen Fremden nichts bietet als das einfache Kasino. So konnten wir die Stunden zwischen Diner und Schlafengehn verplaudern. Da erfuhr ich denn auch, daß mein Reisegenosse zur Philologie übergehn wollte und zur Ausbildung in der französischen Sprache einige Wochen in Fécamp Aufenthalt nehmen wollte.

Mancher Deutsche wird mit dem Namen Fécamp sogleich die Vorstellung von dem Benedictine verbinden, den er irgendwo getrunken hat. Die Herstellung dieses Biskors hat auch jetzt noch eine große Bedeutung, aber weniger für das Städtchen als für die Gesellschaft, die die Fabrikation betreibt. Daß Millionen davon verdient

werden müssen, kann man aus dem Brunkbau schließen, den die Gesellschaft nach dem Brande im Jahre 1892 hat aufführen lassen. Er ist verschwenderisch ornamentiert, aber kaum mit Geschmack. Mir sind die viel einfacher gehaltenen Schlösser des normännischen Abels aus der Renaissancezeit lieber. Doch ich war ja nicht nach Fécamp gekommen, um la Bénédictine zu bewundern. Ich wollte ja nur Erinnerungen auffrischen und die landschaftlichen Schönheiten der Küste genießen.

Von Balmont war ich im Februar 1871 nach Fécamp gekommen, Balmont galt deshalb auch mein erster Ausflug. Zu der Hoffnung, daß der Waffenstillstand zum Frieden führen werde, gesellte sich damals das erste Erwachen der Natur. Nebel und Reif waren von der Sonne verjagt, ungezügelt rauschte der Bach, die ersten Knospen erschienen an Baum und Strauch, und bläulicher Frühlingsdunst lagerte auf Wald und Feld. Es war, als sollte die Natur im nächsten Augenblick alle Bande sprengen und laut aufjauchzen. Ich kam zu dem Notar des Städtchens ins Quartier. Er war ein engagierter Franzose, aber ein liebenswürdiger Wirt und angenehmer Gesellschafter. Sein Beruf als Jurist hatte ihn genügend geschult, daß er bei unsern Unterhaltungen meine Anschauungen mit Ruhe prüfen konnte. Im übrigen behielt er sich alle Rechte auf Revanche vor. In sieben Jahren, hoffte er, werde Frankreich zu neuer Kraft gelangt sein, und dann erwarte er, daß, wenn auch er nach Deutschland mitzöge, ich ihn ebenso entgegenkommend aufnehmen würde, wie er es mit mir gethan habe. Ich erwiderte ihm, daß die Höflichkeit mir, dem Jüngern, die Verpflichtung auferlege, ihm mindestens bis zur Grenze entgegen zu kommen. Seine Frau war eine Pariserin, offen und natürlich wie eine Deutsche; mit ihren feinen gesellschaftlichen Formen wußte sie den Unterhaltungen zwischen ihrem Manne und mir jede Schärfe zu nehmen.

Das Haus des Notars lag dicht an dem Eingang zu dem Abteigarten. Auch Balmont hatte einst eine berühmte Benediktinerabtei, und wie St. Wandrille, Summèges und Fécamp war die Besitzung von der Revolution eingezogen und verkauft worden. Auch hier war die Kirche als Steinbruch benützt worden, und außer den einsam stehenden Säulen war nur die Marienkapelle übrig geblieben. Was war es schön, unter den uralten Bäumen zu wandeln und den Wind durch den Epheu rauschen zu hören, der die spärlichen Mauerreste und Säulen umspinnen hatte! Als ich jetzt wiederkam, war es Spätsommer; mit ihrem dichten Blätterdach bannten die alten Rüstern und Linden die Hitze, die draußen herrschte; in tiefem Frieden lag die Ruine. Die Pförtnerin schloß mir die Marienkapelle auf. Da lag noch der Ritter von Balmont, der die Abtei im zwölften Jahrhundert gestiftet hatte, in Stein gehauen auf seinem Grabdenkmal; er hatte den Wandel von siebenhundert Jahren überdauert. Die zum Gebet gefalteten Hände hatten ihm die Sanktultottes bei der Plünderung der Kirche zwar abgeschlagen, mehr hatten sie ihm aber nicht anthun können oder wollen. Auch die herrlichen alten Glasgemälde der Kapellenfenster waren unverfehrt und strahlten förmlich im Glanz ihrer unvertilgbaren Farbenpracht. Was sind solchen Zeiträumen gegenüber dreißig Jahre? Von der Pförtnerin hörte ich, daß mein Notar und seine Frau schon gestorben seien. Ob es ihm, dem feurigen Franzosen, als er Abschied von der Erde nahm, wohl leid gethan hat, daß seine Hoffnung auf Revanche nicht in Erfüllung gegangen war?

Vor dem ehemaligen Klostergebäude, dem jetzigen Wohnhause, saß der Besitzer der Abtei mit einigen Herren. Die Pförtnerin fragte mich beim Abschied, ob sie Monsieur erzählen solle, daß ich vor dreißig Jahren als feindlicher Offizier dagewesen sei. Ich hatte nichts dagegen. Wie überrascht wird Monsieur gewesen sein!

Ich stieg zum Schloß hinauf, einer interessanten Gebäudemasse aus dem elften, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. In den Freistunden hatte ich hier ehe-

mals skizziert. Die malerische Vereinigung des plumpen Steinbaus aus ältester Zeit und seiner trostigen Türme mit dem feinen Renaissancebau der spätern Jahrhunderte, die prächtigen alten Bäume und der weite Blick in das Thal, auf das Städtchen, die bewaldeten Berglehnen und die zahlreichen Villen hatten es mir angethan. Ich fragte eine alte Frau nach dem Namen der Familie, die einst den feudalen Besitz gehabt hatte. Die Frau nannte mir in dem Glauben, daß ich nach dem jetzigen Eigentümer des Schlosses fragte, einen bürgerlichen Namen. Ich wiederholte meine Frage, konnte aber keine Auskunft erhalten. Wieder einmal bestätigte es sich, daß für den Durchschnittsfranzosen die Weltgeschichte nur bis zur großen Revolution zurückreicht. Was über diese hundert Jahre zurückliegt, ist aus dem Gedächtnis des Volkes wie weggewischt. Eine einzige gräfliche Familie habe ich kennen lernen, die sich ihren Stammsitz aus dem Mittelalter erhalten hatte. Was ich sonst an Schlössern und Edelsitzen gesehen habe, hatten früher Schützlinge der maßgebenden Revolutionsmänner, später reich gewordene Fabrikbesitzer und Handelsherren an sich gebracht. Unter diesen waren auch gut deutsche Namen, wie Glasbrenner, Lange. Auch Baedeker, der in seinen deutschen Reisebüchern so viele alte Geschichten aneutet, ist in seinem französischen Reisebuch Franzose; der Sinn für Sage und Überlieferung ist ihm dort ganz abhanden gekommen. Noch mehr wundert man sich freilich als Deutscher, daß bei ihm auch die Notizen über die Schlachten der Jahre 1870 und 1871 so merkwürdig spärlich sind, während er jedes französische Kriegerdenkmal erwähnt.

An der See ist das Thal von Balmont etwa zwei Kilometer breit. Auf der linken (südlichen) Seite sind die Ränder des Plateaus abgegräbt, auf der rechten Seite zieht sich lang hingestreckt und steil das Vorgebirge von Jécamp hin, das dann im senkrechten Absturz in der See endet. Wie an allen Häfen der Bretagne und der Normandie ist auf dem Vorgebirge eine Kirche, die Notre-Dame, errichtet. Die Kirche auf dem Vorgebirge bei Jécamp ist uralt, sie stand zweifellos schon, als man noch nicht an Signalfener und Leuchtturm dachte, und war das Seezeichen für die Fischer von Jécamp. So grau und verwittert sie aussieht, es liegt unzerstörbare Kraft in ihrem aus mächtigen Steinblöcken aufgeführten Bau. Wie wundervoll ist der Blick von dort oben! Als ich vor dreißig Jahren dahin kam, lag eine stille See zu meinen Füßen, die Wolken türmten sich in mächtigen, regungslosen Massen darüber auf und spiegelten sich ebenso mächtig im Wasser wieder. Als ich wiederkam, stimmte die See in unzählbaren kleinen Reflexen blau und silbern herauf. Es war nicht das harte Stahlblau der Oisee, nicht das dunkle Kobaltblau des Mittelmeers, es war, als ob eine rollende Fläche von Saphiren leuchtete. Sogar die weißen Segel der Fischerboote erschienen dunkelgrau in diesem Licht. Nach Norden und Süden die senkrechten Mauern der Kreidefelsen, bis sie im Dunst verschwimmen. Zu Füßen des Vorgebirges liegen in seinem Schutz die Hafensassins, jenseits bis zur andern Thalseite zieht sich in langen, eiförmigen Straßen die Stadt hin, überragt von den Türmen der Abteikirche, der Kirche St. Etienne und dem Komplex der Benedictine. In den Straßen der Stadt sieht man im Sommer wenig Männer. Auf Hunderten von Fischerjüngern sind sie über den Ozean nach Neufundland gezogen, um die Fischerei zu betreiben, die echten Nachkommen ihrer unruhigen, kühnen Vorfahren. Zum Winter kehren sie zurück, dann kann der Hafen kaum die Zahl der Schiffe bergen. Nach den Nummern der Schiffe zu urteilen, die ich dort liegen sah, muß die Schonersflotte gegen 2000 Fahrzeuge haben.

Es war in der Frühe eines Sonntags, als ich an der südlichen Berglehne hinaufstieg, um planlos durch die Landschaft zu wandern. Inmitten ihrer Wälle und Bäume lagen die zerstreuten Gehöfte, kein Laut war hörbar, kein Mensch

sichtbar. Ich kam zu einer Dorfkirche und ging hinein, auch die Kirche war leer; aber aus dem Innern der Kirche sah man durch die weitgeöffnete Kirchenthür auf den Friedhof und weiter hinaus auf das Meer. Mir war es, als läge die Gemeinde auf den Knien, und der Priester segnete vom Hochaltar aus die Lebenden, die um ihn waren, und die Generationen, die dahin gegangen waren und auf dem Friedhof ihre Ruhestätte gefunden hatten, und die vielen, vielen, die das Meer zum letzten Schlaf gebettet hatte.

Le Havre

Mit dem Beginn des vorletzten Tags des Februars 1871 sollte der Waffenstillstand ablaufen, wenn bis dahin der Friede nicht abgeschlossen wäre. Es verstrich ein Tag nach dem andern, und kein Ergebnis der Friedensverhandlungen. Unsere Truppen wurden wieder beweglich, hierhin und dorthin wurde konzentriert, und in die Sorglosigkeit, mit der wir bis dahin gelebt hatten, mischte sich stärker und stärker das Gefühl der Ungewißheit und der Erbitterung. Ich erhalte am 25. Februar aus zuverlässiger Quelle die Mitteilung, daß der Friedensschluß zwar noch nicht offiziell, aber sicher sei, und trotzdem kommt weder an diesem Tage noch am nächsten eine Bestätigung. Wir setzen uns am 26. Februar abends zu einem Stab zusammen, um den Befehl und damit die Entscheidung abzuwarten. Der Befehl kommt, sagt jedoch nichts vom Frieden, bestimmt vielmehr, daß wir uns marschbereit halten sollen, wenn bis zwölf Uhr nachts kein Gegenbefehl kommt. Wir warten auch bis zwölf Uhr, aber immer noch kein Gegenbefehl. Ich lege mich zu Bett, um noch einige Minuten zu schlafen. Es ist noch dunkel, als ich wieder geweckt werde; es wird zum Abmarsch geblasen. Also kein Friede. *Ordre de bataille* lautet, daß wir das von den Franzosen besetzte Volbec zu nehmen haben. Ordonnanzen und Adjutanten jagen hin und her, niemand weiß, was werden wird. Unsere Leute sind wütend oder gedrückt still, je nach ihrem Temperament, dann und wann hört man einen Fluch oder die Drohung, jetzt keinen Pardon mehr zu geben, sondern mit Feuer und Schwert alles zu vernichten. Der Morgen graut, Lanquetot wird sichtbar, wir machen Halt. Von allen Seiten rücken unsere Truppen heran. Es kommt die Meldung, daß die Franzosen bis zum Bahnhof Volbec-Lanquetot vorgegangen sind und die Höhen bis zur Stadt besetzt halten. „Geladen!“ lautet das Kommando. Wer vergißt den Ernst eines solchen Augenblicks, wenn er ihn einmal erlebt hat? Und jetzt, wo man sicher auf Frieden gerechnet hat, noch einmal von vorn anfangen! Durch die Stille tönen kurz und vernehmlich die Kommandos bei den Kompagnien und Schwadronen, Bewegung kommt in die Massen, vorwärts geht es gegen den Bahnhof von Lanquetot. Da kommt ein Dragoner nachgesprengt mit dem Befehl, zu halten, der Waffenstillstand sei um achtundvierzig Stunden verlängert.

Wir marschierten nach Lanquetot ab. Hierher, als wir uns zum Diner versammelt hatten, kam die Friedensbotschaft. „Ist es wirklich wahr? Gott sei Dank!“ sagte unser Ältester. Wir haben nicht darüber gejubelt und nicht darauf getrunken, aber aufgeatmet haben wir und uns Glück dazu gewünscht, daß wir nun in die Heimat zurückkehren könnten.

Wie nüchtern erscheint doch alles im grellen Tageslicht! Der Zug fährt in den Bahnhof Volbec-Lanquetot ein, wie eine fremde Welt erscheint er mir. Nichts frischet die Erinnerung an den letzten bedeutsamen Augenblick in Feindesland auf. Das Stationsgebäude einfach, fast dürftig, wie alle Bahnhofsgebäude in Frankreich, der Bahnsteig menschenleer, am Ausgang zwei Hotelwagen, deren Kutscher gleichgiltig den Zug anstarren. Wozu aussteigen, es hieße der Erinnerung den Reiz abstreifen. Also vorwärts nach le Havre, das für uns ein unerreichtes Ziel ge-

blieben war. Da fällt mir ein, daß einer von meinen Kameraden doch dahin gelangt war. Ob es in Rouen ein Liebesmahl oder eine Kneipenstudienreise gewesen war, die er mitgemacht hatte, das weiß ich nicht mehr, jedenfalls war er äußerst ruhebedürftig, als er sich in den Zug setzte, der ihn zu seinem Quartier zwischen Yvetot und Bolbec bringen sollte. Und der Zug passierte den preussischen Posten der Demarkationslinie, er passierte auch auf dem nächsten Bahnhof den französischen Posten, niemand bemerkte den schlafenden preussischen Offizier. Der Zug hält in le Havre im Morgengrauen, der Kamerad wird wach und steigt schlaftrunken aus. Wie er vom Bahnsteig auf die Straße treten will, kommt ihm soviel zum Bewußtsein, daß ihm der Ort ganz unbekannt ist, daß sich Menschen um ihn herumdrängen, daß er Rufe hört: Un Prussien, un Prussien, à bas le Prussien! Die Situation wird ungemütlich, er kann nicht vorwärts, nicht rückwärts, und wenn er könnte, so wüßte er nicht, wohin. Da treten zu seinem Glück zwei Gendarmen heran und erklären ihn für verhaftet. Er wird in einen Raum des Bahnhofes eingeschlossen und nach einigen Stunden wieder in den Zug geschoben, der nach Rouen abgeht. So war er in le Havre gewesen, ohne es gesehen zu haben.

Als ich jetzt in den Bahnhof von le Havre einfuhr, wurde auch ich durch eine gedrängte Menschenmasse, aber in ganz anderer Art überrascht. In le Havre war seit fünf Tagen Streik der Hafenarbeiter, die Sozialisten hatten sich der Leitung bemächtigt, es lag ihnen daran, den Streik auf die Nachbarhäfen auszudehnen. Mein Zug brachte nun Delegierte aus Rouen und Dieppe, und zum Empfang dieser war das Aufgebot der Menschenmasse. Vor den Reihen standen zwei Mädchen in roten Kleidern, roten Strümpfen, roten Schuhen, den Kopf bedeckt mit der roten phrygischen Mütze. Die Sträuße, die sie hielten, waren aus roten Blumen zusammengesetzt, rotes Seidenband hielt sie zusammen. Dahinter Männer und Frauen mit roten Schärpen und roten Rosetten. Sie hatten Disziplin, die Leute, kein Gedränge, kein überlautes Wesen, sondern das ruhige Gebaren der guten Gesellschaft. Es ist merkwürdig, wie tief Höflichkeit und gesellschaftliche Bildung in das französische Volk gedrungen sind, und wie stark dadurch in ruhigen Zeiten das nervöse und für jeden Eindruck empfängliche Wesen der Franzosen gemildert und abgedämpft wird.

Le Havre hat mich als Seestadt enttäuscht, durch seine prächtige Lage aber um so mehr entzückt. Die Stadt hat mit allen Seestädten die Unreinlichkeit in den Vierteln gemeinsam, auf die sich der Seeverkehr konzentriert. Im Verhältnis zu den großen Seeplätzen des Kontinents Hamburg und Bremen, Rotterdam und Antwerpen, Marseille und auch Genua schien mir le Havre sehr zurückzustehn. Der Streik der Hafenarbeiter mag dazu beigetragen haben, daß wenig Leben auf den Quais herrschte, und die meisten Schiffe still lagen. So günstig die Lage für den Schiffsverkehr sein mag, da sie das Einlaufen der Schiffe aus der See unmittelbar in den Vorhafen ermöglicht, so ungünstig ist die Lage für den Fall eines Seekriegs. Die Stadt geht mit ihren Straßen bis an den ganz ungeschützten Strand, die Forts, die der Stadt zur Seite liegen, können höchstens die Beschließung durch eine feindliche Flotte erschweren, aber nicht verhindern. In ähnlicher Weise sind alle französischen Seestädte am Ärmelkanal einer Beschließung durch eine feindliche Flotte ausgesetzt, und ich schreibe es lediglich diesem Umstande zu, daß in der Buren- und Tschodasfrage die Franzosen den Engländern nicht den Krieg erklärt haben. Es wäre ein Krieg geworden, der Frankreich finanziell nicht bloß schwer belastet, sondern ruiniert hätte. Erst wenn sich Frankreich eine Schlachtenflotte geschaffen haben wird, die gegen die englische Küste so vorgehn kann, wie jetzt die englische gegen die französischen, oder wenn die Unterseeboote eine Vollkommenheit erreicht haben werden, daß sich kein feindliches Panzerschiff ungefährdet vor einen Hafen legen darf, kann Frankreich an Revanche für Tschoda denken.

Da le Havre erst vor vierhundert Jahren erbaut wurde und sich im letzten Jahrhundert erst zur Bedeutung ausgewachsen hat, so sind die Straßen breit und gradlinig. Dafür fehlt ihnen jeder Charakter, sie sind nüchtern modern mit prächtigen Läden. Im Norden schließen sich dann große Villenvorstädte daran, die den Eindruck der Behaglichkeit machen.

Der Straßenverkehr in den alten Teilen der Stadt ist lebhaft, das Geschrei auf den Straßen erinnert an Holland. Die erste Rolle spielen hier, wie in allen größern Städten Frankreichs, die Zeitungsausträger. Durch alle Straßen rasen sie zu Fuß und zu Rad und rufen die Journale aus, die sie verkaufen sollen. Dann kommen Karrenschieber mit Obst, Händler mit Leckereien, Muschelverkäufer und Verkäufer aller möglichen sonstigen Artikel, jeder hält sich für verpflichtet, aus voller Lunge zu schreien oder zu singen. Ich glaube, diese Ungeniertheit trägt viel dazu bei, in Frankreich dem Straßenverkehr die Steifheit zu nehmen, die in Deutschland dem Fremden auffällt. Sonst bewegt sich der Mittelstand der Franzosen auf den Straßen kaum anders als bei uns. Namentlich an Sonn- und Feiertagen, an denen alle sonst arbeitenden Leute auf die Landstraße treten, um der Stadt zu entfliehen und Erholung zu suchen, geht es dort ebenso ruhig und spießbürgerlich zu. Man sieht dann, daß das Familienleben in der Provinz durchaus gut ist. Draußen im Freien stellt sich freilich gleich ein Unterschied zwischen den beiden Völkern heraus. Während der deutsche Ausflügler zunächst ein Wirtshaus aufsucht, um seinen ewigen Durst zu löschen, verhält sich der Franzose viel mäßiger. Ein sehr geringer Prozentsatz läßt sich zu einem Glase Wein oder Bier nieder, die große Menge bummelt herum oder lagert sich an einem Aussichtspunkt und unterhält sich. Ein Aufgehn im Anschau einer schönen Gegend kennt der Franzose nicht, Sentimentalität habe ich nirgends gefunden. Er giebt sich nicht der Natur hin, sondern verlangt und ist damit zufrieden, daß diese ihm einen angenehmen Reiz gewährt. Im übrigen sind ihm seine Person und seine Interessen wichtiger und interessanter.

Landschaftlich bietet die Lage von le Havre sehr viel. Im Süden die breite Seinemündung und auf der andern Seite den Höhenzug zwischen Honfleur und Trouville, im Norden unmittelbar hinter der Stadt aufsteigend das stolze Vorgebirge la Hève mit seinen Villen, seinem Leuchtturm und seiner Notre-Dame des Plots. Welches herrliche Bild hat man vor sich, wenn man auf der Nordmole sitzt, während die Sonne untergeht! In den Fenstern der Villen und Häuschen zwischen Trouville und Honfleur flimmert und leuchtet es wie Feuer, düftig erscheinen die Höhen jenseits des Flusses. Auf der Seine werden die Farben kräftiger. Das Vorgebirge la Hève erstrahlt in rötlicher Färbung. Dann schwindet die Sonne unter dem Horizont, ein letztes Aufleuchten des Himmels, und die Dunkelheit zieht herauf. Die Menge, die auf der Mole promenierte, lichtet sich, seßhafte Gruppen bilden sich, die Unterhaltung verliert ihre Lebhaftigkeit. Man hört das Schlagen der Schiffsschraube eines Dampfers, der aus dem Wasserdunst auftaucht, die Signallichter erscheinen wie glühende Augen eines Ungeheuers. Von la Hève wirft das Drehfeuer des Leuchtturms auf einige Augenblicke weit auf das Meer seine Strahlen hinaus, von dem Leuchtturm von Trouville schimmert ein kleines Licht herüber. Der Lärm der Stadt verstummt, und die Ruhe der Nacht legt sich auf die weite Fläche.

